

Die Interviews fanden bei mir zu Hause statt. Lena kam um halb fünf, wir sprachen bis halb acht. Es war Herbst, und von Gespräch zu Gespräch wurde es ein bisschen früher dunkel. Anschließend aßen wir zusammen zu Abend, manchmal kochte ich, manchmal gingen wir in eines der Restaurants in der Nachbarschaft. Ich blieb Lena nichts schuldig, keine Auskunft, keine Hilfe beim Aufspüren ehemaliger Mitarbeiter des Instituts, kein Abendessen. Ich vertraute ihr.

Bis sie ... »Ich muss dir was sagen – versprich mir, dass du mir nicht böse sein wirst!«

Wir saßen bei Kaffee und Calvados, beide heiter, ich konnte mir nichts Schlimmes vorstellen, das sie mir sagen könnte, und nickte.

Sie richtete sich im Stuhl auf, sah mich herausfordernd an und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Sie ist keine schöne Frau. Sie hätte eine werden können, wenn sie nicht der Welt von früh an abweisend und misstrauisch begegnet wäre und jetzt einen griesgrämigen Zug um den Mund hätte. Vielleicht hat der frühe Verlust der Mutter sie so werden lassen. Mir tut es leid, weil ihr Gesicht alles hat, um schön zu sein, eine freie Stirn, blaue Augen, weder zu dünne noch zu volle Lippen und Backenknochen, die ihr etwas Slawisches, Mongolisches, Interessantes geben. Immerhin verschwindet der griesgrämige Zug, wenn sie sich konzentriert und wenn sie entschlossen und hartnäckig an einer Sache dran ist. Jetzt war er verschwunden.

»Ich war beim Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen. Ich habe nicht Einsicht in Vaters Akte beantragt, sondern in die Unterlagen, die sie zu den Anfängen der Kybernetik und Informatik in der DDR haben. So macht man das bei Forschungsprojekten; man fragt nicht nach Akten über Personen, sondern nach Unterlagen zum Thema. Aber ich habe erfahren, dass Vaters Akte dabei ist – und deine auch.«

Sie hatte mich hintergangen, und sie wusste es, und sie wusste, dass ich es wusste. Dass sie nur Einsicht in einschlägige Unterlagen beantragt habe, nicht Einsicht in Andreas' Akte – sie wusste, dass sie gleichwohl gegen unsere Abmachung verstoßen hatte. Sie hätte klarstellen können, was sie einsehen und was sie nicht einsehen wollte. Und dann auch noch meine Akte!

Ich sah sie an, sah die Entschlossenheit in ihrem Gesicht und ein Triumphieren, als habe sie's geschafft. Was? Endlich an die Akte ihres Vaters zu kommen? Endlich die Tochter eines Opfers zu werden? Mich zu hintergehen? Aber was hatte ich ihr getan? Wofür wollte sie sich rächen? Warum machte, mich zu hintergehen, mich zu übertölpeln, sie so glücklich?

»Warum?«

»Ich hab's dir doch gerade erklärt. Bei Forschungsprojekten fragt man nach einschlägigen Unterlagen, das gehört sich so. Und was sie einem geben, muss man einsehen, man kann zugängliche Quellen nicht unberücksichtigt lassen. Das wäre nicht seriös.«

»Du weißt schon, was ich meine. Warum?«

Die Kellnerin ging an unserem Tisch vorbei, und vielleicht fiel nur deshalb ein Schatten auf Lenas Gesicht. Sie sah mich immer noch entschlossen an, aber mir war, als sei ihr nicht mehr wohl in ihrer Haut. Sie zuckte die Schultern. »Was hast du dich so? Ich tu doch niemand weh. Du magst das mit den Stasi-Akten nicht, aber wo sie nun schon da sind, sollen sie auch benutzt werden.«

»Wir hatten eine Abmachung getroffen.«

Sie wurde rot und redete lauter. »Ich lass mich von dir nicht unter Druck setzen. Manchmal läuft es eben anders, als man es sich vorgestellt hat. Deine Alternative – ich brauche beides, die Interviews und die Unterlagen. Ich will endlich als Forscherin ernst genommen werden und Erfolg haben und eine Stelle kriegen. Das Projekt ist meine letzte Chance. Für dich geht es um nichts, also hab dich nicht so und mach mir keinen Druck.«

Ich hatte ihr nichts getan. Sie wollte sich nicht rächen. Sie hat mich gebraucht, und sie hat mich benutzt, und vielleicht mag sie mich, wie ich sie mag, ich darf ihr nur nicht in den Weg kommen.

»So ist das also.« Ich sah mich im Restaurant um, und die gewohnte Umgebung war mir nicht mehr vertraut, und die Menschen, von denen ich viele als Stammgäste kannte, waren mir fremd. Die Kellnerin, mit der ich sonst beim Zahlen scherze, kam stumm und ging stumm, und wie betäubt stand ich auf und ging mit Lena aus dem Restaurant zur nächsten Haltestelle, wie ich das immer mache.

»Wann gehst du?«

»Morgen.«

Wir standen und warteten. Dann kam der Bus, und sie umarmte mich. »Ich ruf dich an.«

Was würde sie mir zu sagen haben?

Ich schlief nicht gut. Oder vielmehr ich schlief gar nicht. Was stand in den Akten, in Andreas' und in meiner? Was konnte in ihnen stehen? Hatte die Staatssicherheit meine anonyme Nachricht zu mir zurückverfolgt? Ich hatte sie auf meiner Schreibmaschine geschrieben, einer Erika, wie es sie in der DDR zu Tausenden gab. Konnten sie die Schrift als die Schrift meiner Schreibmaschine identifizieren, weil ich auf ihr auch meine Promotion geschrieben hatte? Warum hatte ich nie daran gedacht, meine eigene Akte einzusehen? Wenn in Andreas' Akte etwas stünde, stünde auch in meiner etwas. Ich hätte es sofort machen sollen, als Lena auf die Idee der Einsicht in Andreas' Akte kam. Wo hatte ich nur meinen Kopf gehabt?

Das sind nicht viele Fragen, und mir war rasch klar, dass ich auf sie keine Antworten hatte. Aber ich kam nicht von ihnen los, wie von einem Fetzen Musik, der im Ohr wurmt. Was konnte in den Akten stehen? Warum hatte ich die Nachricht auf meiner Schreibmaschine geschrieben? Warum hatte ich meine Akten nicht eingesehen? Nach einer Weile sind nicht nur die Fragen, auf die es keine Antworten gibt, quälend, sondern auch schlicht ihre Wiederkehr. Dass sie wieder und wieder kommen, dass sie nicht abgestellt werden können, dass von ihnen kein Loskommen ist, kein Sich-Entziehen, kein Sich-Verweigern.

Wie ein Schmerz, der pocht und pocht. Manchmal lässt das nächste Pochen auf sich warten. Man denkt, man hat's hinter sich. Aber es verspätet sich nur und tut so weh wie das letzte, nein, weher, weil man sich nicht dagegen gewappnet, nicht in Abwehr zusammengekrampft hat. Immer wieder habe ich mich von der einen auf die andere Seite gedreht oder das Licht angemacht oder bin aufgestanden und habe das Fenster auf- oder zugemacht oder bin in die Küche gegangen und habe Tee gekocht. Immer wieder waren die Fragen für eine kleine Weile weg und dachte ich, ich hätte sie hinter mir. Und immer kamen sie wieder, so antwortlos, sinnlos, quälend wie davor.

Mit dem Dämmern des Morgens wird es besser. Besser mit Schmerzen oder Sorgen, die einen die Nacht über geplagt haben, besser mit Fragen, auf die man keine Antwort gefunden hat. Ich ging meinen Verrichtungen nach, löste am Vormittag für einen Kunden, den ich auch im Ruhestand noch betreue, ein Problem seines Servers, machte am Nachmittag einen Spaziergang, traf zufällig die Witwe aus dem Nachbarhaus, eine siebzigjährige Frau mit starker erotischer Ausstrahlung, die mir gefällt und der auch ich gefalle, und setzte mich mit ihr in ein Straßencafé. Bis ich daran denken musste, wie sie wohl reagieren würde, wenn in den Zeitungen über den Begründer der Kybernetik und Informatik in der DDR als Stasi-Spitzel geschrieben würde. Sie kommt aus dem Westen und hat den einfältigen Westblick auf Gut und Böse.

Aber nein, so wichtig war ich nicht. Wen interessierte schon die Kybernetik und Informatik der DDR? Wenn allerdings Lena sich von einem Skandal um meine Person Aufmerksamkeit für ihr Projekt versprechen sollte, würde sie alles daransetzen, den Skandal zu produzieren. Wie groß könnte er werden? Würde es zu mehr als einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* oder der *Süddeutschen Zeitung* reichen? Ich konnte es mir nicht vorstellen, aber über die Jahre ist viel passiert, das ich mir nicht hatte vorstellen können.

Dann war ich wieder zu Hause und wartete auf Lenas Anruf. Die Fragen wurmten nicht mehr im Kopf. Aber wie man mit der Zunge immer wieder nach der wunden Stelle im Mund tasten und sie drücken muss, bis sie wieder weh tut, musste ich meine Gedanken immer wieder auf Lena und das richten, was sie herausfinden würde. Und was dann wäre.

An diesem Abend rief sie nicht mehr an. Sie rief erst am nächsten Abend an. Sie sprach, als sitze sie über mich zu Gericht, sachlich, streng, kalt. Sie wolle mit mir reden. Sie komme am frühen Nachmittag.

Irgendwo habe ich gelesen, um Einsamkeit zu ertragen, müsse man sie sich zum Freund machen. Es hat mir sofort eingeleuchtet.

In der Nacht nach Lenas Anruf habe ich mir die Einsamkeit zum Freund gemacht. Ich habe von Andreas Abschied genommen. Er sollte den Dreck nicht ertragen müssen, den Lena auf unsere Freundschaft werfen würde. Er sollte so gehen, wie er gelebt hatte.

Ich wusste, wie sie in der Tür stehen, in mein Zimmer gehen, sich aufs Sofa setzen würde. Die Haltung steif, die Bewegungen knapp, das Gesicht abweisend, anmaßend, selbstgerecht. Sie würde mich nicht begrüßen, ihre Rede nicht einleiten, sondern sofort mit der Anklage beginnen. Nein, sie würde keine Anklage erheben, sondern sogleich das Urteil verkünden. Ich hätte Andreas betrogen und verraten und verkauft, mir die Stelle als Leiter gesichert, auf die er Anspruch gehabt hätte, ihn aber nicht gehen lassen können, weil ich ihn gebraucht hätte, um seine Begabung auszunutzen und sein Können als meines auszugeben. Ich hätte ein niederträchtiges Spiel nicht nur mit ihm gespielt, der im Westen eine große Karriere hätte machen können, sondern auch mit ihrer Mutter, die das traurige Schicksal Andreas' in den frühen Tod getrieben hätte, und mit ihr, die als seine Tochter in Freiheit hätte aufwachsen können. Ja, sie würde Paula ins Spiel bringen, obwohl Paula und Andreas nicht zueinandergefunden hätten, wenn er geflohen wäre, und sich, obwohl es sie bei seiner Flucht gar nicht gäbe, sondern allenfalls eine andere Tochter, die Andreas mit einer anderen Frau im Westen gehabt hätte. Aber Logik würde Lena nicht stoppen. Sie würde ihr ganzes verpfushtes Leben auf mich abladen, ihren beruflichen Misserfolg, ihre Kinderlosigkeit, ihre gescheiterten Beziehungen. Wenn Andreas ein anderes Leben gehabt hätte, ohne mich, meine Freundschaft, meinen Einfluss, wäre sie das glückliche Kind glücklicher Eltern gewesen und eine glückliche Frau geworden. Als ob Andreas unglücklich gewesen wäre, eine unglückliche Ehe gehabt hätte, sie unglücklich aufgewachsen wäre! Über dem Beklagen ihres Unglücks würde sie die Kontrolle verlieren, sie würde mit Kopien aus den Akten vor meinem Gesicht wedeln, lauter und lauter werden, schreien und weinen.

Sie würde erwarten, dass ich vor Schuld und Scham zusammenbreche und sie um Vergebung bitte. Sie würde sich wieder fassen, ihr Richter Gesicht aufsetzen und sagen, dass sie vergeben könne, aber die Wahrheit ans Licht müsse und sie dafür sorgen werde. Dann würde sie erwarten, dass ich sie verzweifelt anflehe, das nicht zu tun, mich nicht bloßzustellen, nicht zu demütigen. Ah, und wie sie sich daran weiden würde, wenn jetzt ich in Tränen ausbräche! Sie würde entgegenen, es müsse sein, und mich dabei anschauen, als sei ich ein Geschwür, das ein Chirurg mit dem Skalpell der Wahrheit aus der Geschichte entfernen müsse.